

Gleich, Sergej Sergejewitsch, gleich. Gleich werde ich beginnen zu sprechen. Lassen Sie mir nur noch ein wenig Zeit. Ich bin es nicht gewohnt, frei zu sprechen. Es fällt mir genau genommen ungeheuer schwer, frei zu sprechen, ja, gewiss, auf Deutsch würde man sagen *da liegt der Hund begraben*, was soviel bedeutet wie dass darin das Problem liegt, verstehen Sie, Sergej Sergejewitsch: der Hund steht gewissermaßen für das Problem in dieser Redewendung, in diesem Fall für mein Problem, oder jedenfalls für eins meiner Probleme, deretwegen ich Sie vermutlich aufgesucht habe. Genau weiß ich das natürlich nicht, deswegen bin ich ja hier; nicht, damit Sie meine Probleme lösen, sondern dass Sie mir zur Klarheit verhelfen, welche genau es sind. Sie sagen Bescheid, wenn ich etwas falsch verstanden habe, ja?

Also was denken Sie, vielleicht ist es ja eine gute Idee, damit anzufangen, über meine Unfähigkeit frei zu sprechen zu sprechen; obwohl ich bereits jetzt feststelle, dass der Zwang - nun gut: der zwischen uns frei vereinbarte Zwang - sich in einer fremden Sprache auszudrücken, paradoxerweise das freie Sprechen, mir zumindest, erleichtert.

Genau genommen fällt mir das freie Sprechen nicht immer und grundsätzlich schwer. So bereitet es mir beispielsweise keinerlei Schwierigkeiten,

einen freien Vortrag zu halten, etwa über Frauenporträts bei Gogol im Vergleich zu Dostojewski, oder sonst ein Thema, das in mein Fachgebiet, die slawische Philologie, fällt. Das Problem entsteht nur, wenn ich frei über meine Gefühle sprechen soll - wobei ich mir wiederum nicht sicher bin, ob das Problem in der Hemmung besteht, etwas auszusprechen, oder in der Schwierigkeit, es zu benennen. Aber das ist natürlich wieder ein anderes Problem.

Mit so einem Vortrag beginnt übrigens auch die Geschichte, die ich Ihnen zunächst erzählen will: die Geschichte nämlich, deren Schluss in mir den *Ent-schluss* reifen ließ (hören Sie nur! das fängt ja gut an!), zu meinem Entschluss also führte, Sie, Sergej Sergejewitsch, aufzusuchen, gerade Sie, den einzigen russischsprachigen Psychoanalytiker hier in Berlin. Meine Überlegung war nämlich die, dass, indem ich meine Geschichte auf Russisch erzähle, sich Ihnen schon sehr vieles über mich mitteilen wird, das später für die Therapie interessant sein könnte, ohne dass ich beim Erzählen zu sehr das Gefühl bekomme, über meine Gefühle sprechen zu müssen, oder über meine Probleme mit meinen Gefühlen. Ja, das ist sicher eine gute Methode.

Also dann.

Es war Anfang dieses Jahres, ich glaube im Februar, als ich in der Quartalsschrift *** (ein bei

uns Slawisten hoch angesehenes Organ!) eine Notiz las, derzufolge soeben in St. Petersburg ein halbes Dutzend bisher als verschollen gegoltener Briefe Vladimir Solowjews an Dostojewski aufgefunden worden war, die der junge Philosoph in den Jahren 1880 und 1881, kurz vor dem Tod des Dichters, diesem geschrieben hatte. Die Schriftstücke, derzeit im Besitz der Petersburger Solowjew-Gesellschaft, sollten demnächst für den geplanten Ergänzungsband der historisch-kritischen Gesamtausgabe redigiert werden; ein faksimilierter Vorabdruck in der kommenden Ausgabe von *** war angekündigt.

Diese Entdeckung versetzte mich in große Erregung, befand ich mich doch gerade mitten in der Arbeit an meiner Habilitationsschrift über den Einfluss Dostojewski auf Solowjew, gerade als Autor von *Der Sinn der Liebe* (ein Einfluss, der, wie ich in meiner Arbeit nachzuweisen suchte, möglicherweise als stärker angenommen werden musste als bisher in der Forschung geschehen). Durch die Petersburger Entdeckung, so erhoffte ich mir, konnte meine Grundthese die allervorteilhafteste Stützung erfahren. Gedacht, getan, ich beantragte kurzfristig ein Forschungsfreisemester, welches sofort bewilligt wurde, traf rasch noch einige Vorkehrungen und fuhr bereits Anfang März nach St. Petersburg.

Mein Plan war, besagte Briefe, sowie bei der Gelegenheit noch eine Reihe weiterer in den Petersburger Archiven liegender Dokumente, eingehend zu studieren und philologisch aufzuarbeiten, um schließlich eine Übersetzung anzufertigen, die ich dann etwa dem ***-Verlag als Ergänzung für seine Neuauflage der deutschen Ausgabe von *Der Sinn der Liebe* anbieten könnte.

In den Wochen vor meiner Abreise malte ich mir mein Leben in St. Petersburg in den frohesten Farben aus. Für vier Monate hatte ich über mein Institut ein einfaches Appartement an der Linija 9 auf der Wasiljewskij-Insel anmieten lassen, direkt in der Nachbarschaft der Universität und der an sie angegliederten Gesellschaft. Tagsüber würde ich in Bibliotheken und Archiven arbeiten, in den Mittagspausen durch St. Petersburg flanieren und die Abende mit Büchern und Musik in meinem Zimmer verbringen. Besonders auf letzteres: das einsame, konzentrierte Musikhören, freute ich mich geradezu sehnsüchtig. Zuhause in Berlin nämlich hatte sich über die Jahre ein Zustand verfestigt, den ich, ohne je etwas daran zu ändern, bei jeder Gelegenheit als mir eigentlich gar nicht gemäß zu beklagen pflegte: die Vielzahl tatsächlicher oder auch vermeintlicher beruflicher und sozialer Verpflichtungen, aber auch - es ist, Sergej Sergejewitsch, leider eine Tatsache - das Fernsehen, diese am

Leim der Trägheit und vorgeschobener Sachinteressen zäh haftende Gewohnheit, all das hatte mich so lange schon vom imgrunde doch so sehr geliebten Musikhören abgehalten, bis diese Abstinenz (die in Wahrheit doch einen Verzicht darstellte!) zur Selbstverständlichkeit eines Gar-nicht-mehr-Vorkommens geworden war. Nun aber, voller Zuversicht, diesen Bann endlich durchbrechen und das Musikhören in meinen ja bald zwangsläufig neu zu ordnenden Lebensrhythmus wieder eingliedern zu können, packte ich voller Euphorie alle die angesammelten Stapel ungehörter CDs zusammen, mit denen ich meine Petersburger Abende in kostbare, auditiv versunkene Séancen zu verwandeln gedachte. Da war das Wohlpenetrierte - Verzeihung: das Wohl*temperierte* Klavier in der idiosynkratisch vertüfelten Interpretation Samuel Feinbergs darunter; das Streichsextett von Rimsky-Korsakoff sowie einiges der vielfach unterschätzten Kammermusik Tschaikowskys; eine Neueinspielung von Mussorgskijs sämtlichen Liedern, diesen sperrig-unkantablen Seelenblaupausen, naiv und grüblerisch ineins; wiederaufgelegte Gilels-Aufnahmen aus den 50er Jahren, und ach, noch einiges mehr von diesem Kaliber. All diese exquisiten Genüsse vor Ohren, hatte ich, mich selbst austricksend, beim Institut darauf bestanden, dass sich

in meiner Petersburger Unterkunft unbedingt kein TV-Gerät befinden solle.

Diesem Wunsch war entsprochen worden, und tatsächlich verbrachte ich die erste Zeit an meiner neuen Wirkungsstätte ganz gemäß meinem Plan. Ich war sehr zufrieden.

Auch mit der Arbeit ließ es sich gut an. Nach drei Wochen bereits sah ich mich in der Lage, erste Erkenntnisse, verbunden mit einigen Resultaten meiner früheren Forschungen, zu einem kleinen Vortrag zu verarbeiten, und die Solowjew-Gesellschaft zeigte sich nicht abgeneigt, diesen kurzfristig in ihr Veranstaltungsprogramm aufzunehmen. Ich fühlte mich geehrt und machte mich eifrig an die Vorbereitung meines Auftritts.

Wegen der *organisatorischen Belange* wurde ich an die zuständige Frau vom Referat für Öffentlichkeitsarbeit, Swetlana Kubakowa, verwiesen. Sie zeigte mir den Vortragsraum, die Mikrofonanlage, den Weg zu den Toiletten und so weiter, besprach mit mir den Ablauf der Veranstaltung und ließ ihren Vorschlag für das Layout des Plakats von mir absegnen; schließlich setzten wir gemeinsam den Termin fest, auf den 6. April.

Sie werden verstehen, Sergej Sergejewitsch: bei mir als sogenanntem Slawophilem, noch dazu mit meinem ausgeprägtem Feingefühl gerade auch für die klangliche Seite von Sprache, hatte es unmög-

lich ausbleiben können, dass ich mir, als ich den Namen Swetlana Kubakowa zum ersten Mal hörte, nun ja, so das eine oder andere zusammen phantasierte. Zumal gerade die Stadt St. Petersburg bei mir immer schon mit allerlei, Sie müssen verzeihen, sozusagen slaworomantischen Projektionen erfüllt gewesen ist. Dementsprechend nervös war ich vor meiner ersten Begegnung mit der PR-Agentin. Aber wie bei solchen Phantasien und Projektionen nicht anders zu erwarten, wurde ich von der Realität erst einmal enttäuscht. Wohl war Swetlana Kubakowa, das muss gesagt sein, alles andere als eine unattraktive Frau. Allein jener berühmte Funke - ich verstehe es, glauben Sie mir, selbst nicht, Sergej Sergejewitsch.

Ihr Körperbau war von stämmig-rustikaler Weiblichkeit; besonders die saftigen weißen Waden fanden auf den ersten Blick mein Gefallen. Es waren Frauenwaden von der Art, wie man sie sich gerne kräftig tretend in randvoll beladenen Winzerbottichen vorstellt, an einem Herbstabend zur Weinlesezeit am Schwarzen Meer. Ihr Gesicht hatte sich ein gewisses offizielles Dauerlächeln angewöhnt und wirkte dadurch etwas angestrengt, auch ließ die Haut, gezeichnet vom vielen berufsbedingten Make-up (vielleicht auch von der Berufstätigkeit überhaupt), schon deutlich den Beginn unaufhaltsamer Zerkerbung ahnen. Swetlana Kuba-

kowa mochte auf die Vierzig zugehen, diese magische Schwelle vielleicht auch schon knapp überschritten haben. Aber noch strahlte ihr Gesicht, gierig und satt zugleich, im Festglanz einer nachsommerlichen Lebensfeier, und besonders die schon leicht rissige Wulst ihres Mundes schien manchmal wie eine von den Pflugscharen zahlreicher Genüsse aufgewühlte Ackerlandschaft, rot und reif glühend im Sonnenuntergang.

Meist trug die Öffentlichkeitsreferentin figurbetonte Kostüme, und zwar drei im routinemäßigen Wechsel: ein apfelgrünes mit weißen Paspeln, eins in marinablau - Verzeihung: *marine*-blau, mit goldenen Knöpfen und Kettengürtel, und ein taubengraues, bei dem der Rock auf einer Seite so ein bisschen frech höher geschlitzt war als auf der anderen. Ihr feines blondes Haar ließ sie mal offen als Aureole das Gesicht umschließen, mal schleppte sie es, von einer breiten Spange zusammen gehalten, hinter sich her wie einen Kometenschweif; dann wieder trug sie es kunstvoll hoctoupiert mit vollem Effet: eine ganze Galaxie flachsgolden zusammengeschaufelten Sternschnuppenstaubs.

Vor allem aber - was keinesfalls unerwähnt bleiben soll - verfügte Swetlana Kubakowa über einen enorm schönen, großen Busen. Dieses *enorm* mögen Sie bitte nur auf *schön*, nicht auf *groß* beziehen. Na gut, ihre Brüste waren wirklich ziemlich

groß, und zugegeben, sie gefielen mir nicht zuletzt auch aufgrund ihrer Größe. Aber sie waren keineswegs *enorm groß*, eben nur so groß, dass sie die Grenzen des Schönen nicht sprengten, was alles Enorme ja gemeinhin, auch und ich würde fast sagen gerade auf dem Gebiet der Brüste, zu tun pflegt. Wie dem auch sei: Swetlana Kubakowa jedenfalls pflegte diese ihre großen schönen Brüste keineswegs unter den Scheffel zu stellen; vielmehr wucherte sie geradezu, in bestem Wissen darum, mit diesen Pfunden. Stets sorgte sie dafür, dass ihre Kostümjacken (unter denen sie außer einem BH meist nichts trug) freie Sicht auf ein Dekolleté gewährten, das jedes riskierten Blickes wert war.

Ich weiß nicht, Sergej Sergejewitsch, ob das für Sie, ich meine für Sie als Therapeut, von Interesse ist, auch möchte ich Sie mit dieser vielleicht etwas zu ausführlich geratenen Schilderung Swetlana Kubakowas nicht auf eine falsche Fährte locken, denn, um es gleich zu sagen, wir hatten nichts miteinander. Wahrscheinlich halte ich mich nur deshalb so lange mit Swetlana Kubakowa auf, weil mich selber diese Tatsache immer noch in Erstaunen versetzt, zumal die äußere Erscheinung dieser *schönen Russin* in so vieler Hinsicht geradezu perfekt dem entsprach, was ich mir unter diesem Begriff immer vorgestellt hatte. Ein schönes, kraftvoll-sinnliches russisches *Vollweib*. Sie wissen schon.

Aber wahrscheinlich entsprach die Öffentlichkeitsarbeiterin meinem Wunschbild, wenn Sie wollen: meinem Klischee, einfach zu perfekt, als dass der Gegensatz der Erscheinung zu der konkreten Person, die ich dann kennenlernte (und deren Wesen, Geist und Charakter so vollkommen anders war als alles, was ich mir zu jenem Wunschbild als, sozusagen, innerliches Beiwerk hinzugedacht hatte), nicht für jedes Streben nach Verwirklichung des Phantasierten ganz und gar desaströse Folgen hätte haben müssen.

Es mag sein, dass meine Erwartungen von Anfang an hoffnungslos übersteigert waren durch den Einfluss der sublimen geistigen Atmosphäre, die am Solowjew-Instituts herrschte, sodass ich im ersten Moment der verwegenen Spekulation erlag, in Person der erstbesten Frau, die mir aus solchem Dunstkreis entgegenträte, müsse die von mir in jenen Phantasien erstrebte Synthese aus Geist und Geilheit sich vollzogen haben; kurz und dialektisch in ein Wort gefasst, die Öffentlichkeitsreferentin möge am besten *scharf* sowohl im intellektuellen wie im erotischen Sinn sein.

Allein Swetlana Kubakowa in ihrer ganzen erfrischend patenten Sinnlichkeit war alles andere als eine Intellektuelle. Das war mir aufgrund der über das organisatorisch Notwendige hinaus führenden Gespräche, die wir zwischendurch hin und

wieder probierten, recht bald klar geworden. Wohl mochte ihr Interesse an der Sphäre des Geistigen und Ästhetischen durchaus über die Funktion einer opportunistischen Maskerade hinausreichen, die aufzusetzen den Verwaltungsangestellten einer Philosophen-Gesellschaft, als dem *genius loci* Tribut zollend, nötig scheinen mag. Es entbehrte das alles aber doch merklich der Substanz. Ihre Bildung war oberflächlich, ihre Geschmacksurteile vorhersehbar; von Solowjew wusste sie gerade soviel als nötig war, um eine zehnmünütige Touristenführung abzuhalten; kurz, ihre Affinität zum akademischen Milieu setzte sich zu einem Teil aus einer unreflektierten auratischen Faszination und zum andern aus purer Gefallsucht zusammen. Sie werden das kennen, Sergej Sergejewitsch: wenn Ihnen eine Frau mit leuchtenden Augen offenbart, sie lege bei Männern (womit sie in dem Moment *totum pro parte* niemand andern als Sie meint) *Wert auf Bildung*, dann wissen Sie gleich, dass sie keine hat. Sonst würde sie nicht dieses elende Wort gebrauchen, mit dem man heutzutage nurmehr den verschlumpten Abklatsch dessen zu bezeichnen pflegt, was einst seinen Begriff ausmachte.

Insofern nun aber Intellektualität eine Eigenschaft ist, die, in umfassendem Sinn, nicht nur eine bestimmte Beschaffenheit des Geistes bezeichnet, sondern ebenso eine bestimmte Webart des See-

lischen mit einschließt, waren Swetlana Kubakowa und ich natürlich von Grund auf *wesensverschieden*. Doch war es letztlich nicht diese Art von Andersheit, die das bewirkte, was man, vielleicht etwas zu pathetisch schon an dieser Stelle, den *Zusammenbruch* meiner erotisch-romantischen Phantasiegebäude nennen könnte. Solche *Wesensverschiedenheiten* nämlich kann ich immer noch einigermaßen und, wie Sie sehen, in guten Momenten sogar recht plastisch in Worte fassen. Auch hätte mich eine solche *Wesensverschiedenheit* an Swetlana Kubakowa gar nicht gestört. Diejenige Andersheit, die ich an ihr wahrnahm und die mich praktisch vom ersten Moment an in meinem Phantasieren und Projizieren so gründlich und irreversibel sozusagen aus dem Konzept brachte, ließe sich mit dem Begriff der *Wesensverschiedenheit* gar nicht erfassen. Es war etwas ganz Anderes - etwas *anders Anderes*; ich muss das leider durchaus so schwammig belassen, wie es sich anhört.

Ich könnte an dieser Stelle eigentlich aufhören, von Swetlana Kubakowa zu erzählen, die in meiner Geschichte doch nur, sozusagen, eine Randfigur darstellt, zumal die Begegnung mit ihr, wie gesagt, auch keinerlei ernstere Konsequenzen hatte, also weder für mich emotional noch dramaturgisch für den weiteren Verlauf der Handlung. Dennoch möchte ich diese Episode nun auch zu Ende er-

zählen, denn es scheint mir, es könnte, rückwirkend und in größerem Zusammenhang betrachtet, doch von Interesse sein, zu erfahren, wie es dazu kam, dass es hier zu nichts kam.

Dass mir Swetlana Kubakowa *rein menschlich*, wie man so sagt, unsympathisch gewesen sei, wäre ein arger Fehlschluss; *rein menschlich* hatten wir im Gegenteil von Anfang an, wie man ebenfalls so sagt, einen *guten Draht*. Was ich zudem an ihr bald schätzen lernte, war ihre so ganz unangestregte Kompetenz im Organisatorischen. Sie überließ nichts dem Zufall, ich brauchte mich um nichts zu kümmern oder gar zu sorgen. Je energischer sie die Aufgaben anpackte, desto beruhigter wurde ich. Faszinierend aber, geradezu erfrischend empfand ich die, ich möchte sagen, *disziplinierte Rührigkeit*, die sie in all ihrem Tun an den Tag legte, diesen permanenten zielstrebig vibrierenden Aktionismus, und komischerweise, wenn es überhaupt etwas gab, das die Scherben meiner erotisch-slawophilen Hirngespinnste wieder hätte aufkehren und probehalber neu zusammensetzen können, dann diese sachlich arbeitseifrige Ganzkörperspannung, die stets von der Referentin Besitz ergriff, wenn sie ihre stämmigen Beine mit weithallenden Schritten durch die Institutsgänge stöckeln ließ.

Nicht zu übersehen war, dass die sozusagen professionelle Herzlichkeit, mit der Swetlana Kuba-

kowa mir gegenüber zunächst aufgetreten war, mit der Zeit mehr und mehr privaten Charakter angenommen hatte, und ich bin ziemlich sicher, wenn ich meine gewohnheitsmäßigen Flatterien ein wenig nur forciert hätte, wäre sie für dieselben durchaus nicht unempfänglich gewesen. Doch leider, oder auch zum Glück - jedesmal, wenn gewissermaßen mein Herz am Rand dieses über den Sich-in-Swetlana-Kubakowa-Verliebungs-Abgrund ragenden Vorsprungs balancierte, machte ich irgendeine Beobachtung, die mich wie mit starker wehrender Hand von meinem fahrlässigen Sprung zurückhielt und wieder auf dem festen Boden der libidinösen Indifferenz verankerte.

Nun gut; wie geplant, hielt ich mein Referat am Abend des 6. April im gut gefüllten kleinen Vortragssaal der Solowjew-Gesellschaft. Neben einigen wichtigen Institutsfunktionären waren auch eine Handvoll Universitätsdozenten erschienen, sowie, wie ich zu meiner freudigen Überraschung vermerkte, eine beachtliche Zahl interessierter Studierender. Unter diesen zwar bereitete mir anfangs eine gewisse Fraktion des Philosophischen Instituts Sorgen: vier oder fünf neunmal-kluger Cracks, die sich während des ersten Drittels meines gut einstündigen Vortrags als eine Art *mächtiges Häuflein* aufspielten, indem sie mit Einwüfen und Zwischenfragen mein doch eigentlich

rein philologisches Thema auf eine mehr formallogische und argumentationstechnische Ebene zu ziehen versuchten, worauf ich nur immer wieder auf meine beschränkte Zuständigkeit auf diesem Gebiet hinweisen konnte. Schon fürchtete ich, einmal bei diesen wilden Intelligenzbestien durchgefallen, könnte nach und nach die Stimmung im ganzen Saal zu meinen Ungunsten kippen. Am Schluss wurde ich dann aber doch von allen Seiten mit wohlwollendem Applaus bedacht. Der Direktor der Solowjew-Gesellschaft trat persönlich ans Rednerpult, sprach mir Worte des Dankes aus und gab der Hoffnung Ausdruck, meine Arbeit bald in vollem Umfang würdigen zu können. Anschließend nahm ich allerhand Gratulationen entgegen, notierte den einen oder anderen Hinweis auf jüngere Sekundärliteratur, und begann endlich auch selbst zu fühlen, dass ich gerade im Begriff war, ein sogenanntes Erfolgserlebnis zu haben.

In der Absicht, das Maß meines Glückes voll zu machen, kam nun Swetlana Kubakowa, die die ganze Zeit ebenso diskret wie präsent mit hochtoupiertem Haar im marineblauen Kostüm am Rande des Geschehens gelauert hatte, auf mich zu und schüttelte mir die Hand, indem sie sie mit ihren beiden Händen umschloss und fast nicht mehr freigeben wollte. Dass sie in ihren Begeisterungsschwall die Adjektive *spannend*, *interessant*

und *originell* hinein haspelte, nahm ich gnädig als ihre charmante Art des Eingeständnisses, dass sie von meinem Vortrag kein Wort verstanden hatte. Ihre Gratulation zu dem *großartigen Erfolg* quittierte ich reflexhaft mit der in diesem Zusammenhang sich aufdrängenden Phrase, den hätte ich ja zu *einem Gutteil auch Ihrer großartigen Vorbereitungsarbeit zu verdanken*.

Die entspannte Ausgelassenheit, die nach solchen Veranstaltungen aufzukommen pflegt, nutzte Swetlana Kubakowa nun beherzt für einen Vorstoß auf dem Feld der Spontaneität. Ob ich nicht Lust hätte, noch mit ihr in *Die Möwe* zu gehen, fragte sie fröhlich. *Ja gerne*, sagte ich, allerdings etwas verduzt: wurde denn in St. Petersburg um diese Uhrzeit noch Theater gespielt? Swetlana Kubakowa lachte champagnerlaunig. *Vergessen Sie doch mal für eine Sekunde Ihren Beruf und die ganze Literatur! "Die Möwe" ist ein Restaurant! Ein sehr hübsches mit Meerblick, wo man ganz ausgezeichnete Austern und Fischspezialitäten bekommt. Haben Sie nicht Lust*, setzte sie noch einmal drängender nach, *wir müssen unseren gemeinsamen Erfolg doch feiern!*

Nun, das hieß wohl übersetzt: Bitte laden Sie mich doch in dieses hübsche exklusive Restaurant ein, das ich mir sonst nie leisten kann, weil es ausschließlich von einheimischen Oligarchen und ausländischen Touristen frequentiert wird, die in Dol-

lar bezahlen. Es konnte freilich auch heißen: Hey, lass uns Champagner, Fisch und Meeresfrüchte vertilgen, auf dass wir anschließend prima ficken können. Wahrscheinlich hieß es sogar beides.

Mein Blick haftete an Swetlana Kubakowas Lächeln auf ihrem erwartungsfroh strahlenden Gesicht, und auf einmal schien es mir, als läge darin all das völlig offen vor mir: ihre ganze bedürftige Existenz, die nichts als eine von Phasen trostloser Routine durchbrochene Kette jedesmal enttäuschend schnell verglimmender Lichtblicke wie diesem war, wo wieder einmal irgendein vermeintlich vermöglicher West-Akademiker an der Solowjew-Gesellschaft aufkreuzte, von dem man sich in *Die Möwe* ausführen lassen konnte, um ihm dort austern-schlüpfend die eigene Lebensgeschichte zu erzählen, sich anpreisend als weltoffene, reise-freudige, dabei aber imgrunde häuslich und familiär veranlagte Person, innigen Kinderwunsch hegend und begabt mit einer großen Leidenschaft für die Kochkunst.

Was soll ich sagen - ich brachte es nicht über mich, Müdigkeit vorzuschützen oder die dringende Notwendigkeit, meiner nicht-existenten Freundin in Deutschland noch heute Abend eine Mail zu schreiben: ich willigte ein. Nahm es hin, dass man mich gemeinsam mit Swetlana Kubakowa das Institutsgebäude verlassen und in ihren stumpf-

braunen kleinen Lada steigen sah, den sie um die Ecke vor dem Personaleingang geparkt hatte. Mochte von mir aus jeder, der es gesehen hatte, sich seinen gehässigen Spekulationen über die ewige Wiederkehr des Gleichen hingeben, dachte ich, indem ich mich im Auto neben Swetlana Kubakowa anschnallte; diese löste dieweil ihr hochtoupirtes Haar, schüttelte es und startete den Motor; dann schob sie ihre Ariola-Cassette mit *Schwanensee* ein und fuhr los.

Beschwingt chauffierte sie uns zur Morskaja-Promenade am anderen Ende der Insel. Zwischen kurzen mitgesummtten Phrasen der unverwüstlichen Ballettmusik gab sie alles, um mit allerlei Scherzen über gewisse Institutsmitglieder, deren Ticks und komische Sprachfehler sie genüsslich imitierte, die Stimmung auf dem Niveau der Lockerheit zu halten, die zu Beginn der Fahrt ihre erotische Fallhöhe fixiert hatte.

Haben Sie das Kleid von Olga Antonjewna gesehen, das ist die Alte vom Direktor, also da hat es mich ja fast umgenietet, also wirklich, diese alte Schachtel und so ein Fetzen! Normalerweise braucht man als Frau für so ein Kleid einen Waffenschein. Aber wozu, wenn es hinten und vorne an der Munition fehlt, was? Hahaha.

Schnell hatte ich mich in meine Rolle eingelebt, lachte über jeden ihrer Witze und schnappte blind nach jedem Köder. *Allerdings*, gab ich launig zu-

rück, wenn Sie mich in diesem Kleid ins Mariinskij begleiten würden, da müsste ich Sie wohl in der Pause in der Loge einsperren. Und Swetlana Kubakowa kreischte vor Lachen und schlug auf das Lenkrad ein, ja, warum nicht in der Loge einsperren, haha, was man nicht alles machen kann in so einer Loge. Und ich wieder: Ja, ja, am besten auch noch fesseln und am Stuhl festbinden, sicher ist sicher! Und Oh ja, bitte, unbedingt festbinden, stöhnte sie, geschüttelt ich weiß nicht ob vor Lachen oder Vorlust, und fügte noch mit aller ihr zu Gebote stehenden Doppeldeutigkeit hinzu, sie habe es ja gleich gewusst, was für eine *wahrhaft fesselnde Persönlichkeit* ich sei.

Ich grunzte Bestätigung, selbstzufrieden und frivol wie der letzte Weiberheld. Ach, Sergej Sergejewitsch, in Wahrheit fühlte ich mich so elend und so traurig, viel fehlte nicht und ich hätte ihr aus lauter Mitleid einen Heiratsantrag gemacht!

Das Restaurant entsprach meinen Befürchtungen. Ein Kellner in Kurier-des-Zaren-Uniform geleitete uns an einen Zweiertisch und händigte ledergebundene Speisekarten aus. Swetlana Kubakowa nahm Platz, wobei sie dem prächtigen, zur Seeseite zeigenden Panoramafenster den Rücken zuwandte. *Ich muss immer den Überblick behalten*, entschuldigte sie sich und fügte mit kokettem Zwinkern hinzu: *Sie werden schon nichts verpassen*,

ich sage Bescheid, wenn eine schöne Frau das Lokal betritt.

Sie machte das alles wirklich sehr gekonnt.

Ich entgegnete, das sei nicht nötig, mein Bedarf an Schönheit sei heute Abend bereits mehr als gedeckt. In der Tat hatte ich von meinem Platz aus eine splendide Aussicht auf den Finnischen Meerbusen, wie auch auf den Swetlana Kubakowas, der mir fast noch besser gefiel. Und doch *begehrte* ich sie nicht. Den Menschen hinter dem Busen: ihn *begehrte* ich nicht. Das ist die Wahrheit, Sergej Sergejewitsch, Gott strafe mich; ach er hat mich schon gestraft, sonst läge ich ja jetzt nicht hier.

Swetlana Kubakowa wusste bereits, was sie wollte, nämlich zunächst die Austern, dann das Störrückensteak im Bärlauchbett und zum Abschluss den *Flammenden Eistraum* auf Granatapfelmousse. Ich bestellte für mich dasselbe und orderte dazu eine Flasche Veuve Cliquot, das schien mir das mindeste, was ich für uns tun konnte. Swetlana Kubakowa hatte ein für ihre Verhältnisse sicher sündhaft teures Parfüm aufgelegt, mit dessen Unterstützung sie widerstehlich duftete. Austern und Champagner wurden aufgetragen, wir stießen an auf den *gemeinsamen Erfolg*, träufelten todbringende Säure auf die Meerestiere und saugten den salzigen Rotz, der dennoch irgendwie nach Luxus schmeckte, mit lustgespitzten Mäulern auf.